

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Erinnerungen

Vierordt, Heinrich

Stuttgart, [1924]

19. Abschnitt. Schattenzug (Zweite Reihe)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

Schattenzug (Zweite Reihe)

Enttäuscht und verbittert durch viele leidige Erlebnisse in Griechenland, kehrte ich zur Osterzeit 1886 nach Rom zurück. Im Apollotheater an der Engelsbrücke wohnte ich der römischen Erstaufführung des Wagner'schen „Lauhäuser“ bei und sah — was sich mir wohl nie wieder ereignen wird — das gewaltige Werk an einem Abend zweimal!

Jeder Auftritt, ja schon das Vorspiel, mußte mit sehr verstärktem Drängen auf leidenschaftliches Verlangen der wie toll sich gebärdenden Hörerschaft wiederholt werden. Als man dem armen Darsteller der Hauptrolle im dritten Aufzuge gar noch die Wiederholung seines Romfahrtberichtes zumuten wollte, trat er, vor Ermüdung fast zusammenbrechend, an die Lampen und wehrte ab. Die Menge raste förmlich, aber die Natur des Sängers versagte; die Zuhörer, die voll Unerfättlichkeit den Unglücklichen kalten Blutes geopfert hätten, mußten sich mit seiner Weigerung abfinden. Die denkwürdige Aufführung hatte von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens gedauert, und der Heimweg durch die Tiberstadtteile, worin kurz zuvor die Cholera gewütet hatte, war nichts weniger als gemächlich. —

Richard Wos, der geistvolle, erfolgreiche Schauspiel- und Novellendichter, hatte mich nach Frascati zu Tische gebeten. Er bewohnte dort einen Flügel der herrlichen Villa Falconieri und konnte sich in seinem auf luftiger Höhe thronenden Sitz, inmitten eines unendlich ausgedehnten Parkes, wie ein Fürst dünken.

Bei meinem Eintritt führte er mich an das Fenster, durch dessen offenen Rahmen er von seinem Arbeitstisch über die heldische, klassische Landschaft bis zum fernen Tyrhenermeer hinüber schauen konnte, und rief: „Hier kann ich ganz Latium überblicken; ich tauschte mit keinem Könige!“ Ein stolzes, wahres Wort; er brauchte keinen König zu neiden: selber gekrönt mit dem Stirnreife des Dichters, in ungebrochener Vollkraft, sich rings umher Weltreiche der Einbildungskraft zu schaffen, besaß er einen großartigeren Fürstentum als irgendein Selbstherrscher, und war überdies keines

lügenstillenden Hofstaatspauenschweifes benötigt. Wer war glücklicher als er? ... In der Ecke des kleinen Speisezimmers stand ein großer, blätter-schwellender Lorbeerbaum, allerdings nur, wie Voss scherzend behauptete, für Küchenszwecke benützt.

Die Gattin des Dichters zeigte noch Spuren einstiger großer Schönheit. Nach Tisch ergingen wir uns lange — Voss mit malerisch umgeschlagenem Radumhang — unter den kühlenden, rauschenden Baumwipfeln des großartigen Parkes der Villa, die vorzeiten Kardinalsitz war, und ließen uns, von der Wartburg und Karl Alexander von Weimar plaudernd, an einem plätschernden Springbrunnen nieder.

In Siena kaufte ich mir einen ebensolchen ärmellosen Radmantel und trug ihn in meiner Vaterstadt Karlsruhe, wo er 1886 das größte Hälserecken und Aufsehen erregte; ich war der erste Träger eines ärmellosen Mantels dort. Erst viel später wurden die malerischen, zweckmäßigen und kleidsamen Umhänge allgemein Sitte; die Deutschen hatten die hübsche Tracht lange bespöttelt. Als die Offizierswelt nach italienischem Vorbild auf kaiserlichen Befehl diese Mäntel einführte, wurden sie vom Bürgertum nachgeahmt und eroberten sich in Lodenstoffen die Welt. Bei uns bedurfte halt alles erst der obrigkeitlichen Stempelung und Eichung ...

Der Abend im „D'Orville“ und seine Folgen. Eingeführt vom Münchener Dichter Georg Scherer, geriet ich in der bekannten Weinstube am Marienplaz zu München in eine sehr erlauchete Herren-gesellschaft. Da trafen sich bei gemütlichem Schoppen in der Abenddämmerung der mir aus Weimar her bekannte Dichter Julius Groffe; Otto Braun, der langjährige Schriftleiter der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ und spätere Herausgeber des Cottaschen Musenalmanachs, der mir von jenem Abend her ein treuer, aufrichtiger Freund ward; der Kunststrichter Friedrich Vecht, damals eine Münchener Größe in allen Kunstfragen; der prächtige Niederdeutsche Hermann Allmers, der römische „Schlenderer“, der trotz seiner Hasenscharte mit riesigem Schwung Gedichte vortrug, wobei man beim erstmaligen Hören das Lachen etwas verbeißen mußte, dessen tiefinnere Herzensbegeisterung aber bald auch den Spottlustigsten mit hinriß. Ich gab verschiedene spaßhafte und ernste Erlebnisse meines soeben vollendeten Ausfluges nach Athen zum besten, die sehr zu gefallen schienen, denn beim Hinausgehen nahm Otto Braun mich beiseite: „Wollten Sie uns nicht genau so, wie Sie uns von Hellas erzählt haben, einen Bericht für die ‚Allgemeine Zeitung‘ schreiben?“ — „Ich fürchte,“ warf ich ein, „daß meine Schilderungen allzu wenig günstig ausfallen müßten.“ — „Das tut nichts,

im Gegentheil, das übermütige kleine Volk kann nicht genug zur Bescheidenheit gemahnt werden.“ Damals war eine Zeit größter Gespanntheit zwischen Griechenland und der Türkei; die Großmächte hatten auf Bismarcks Veranlassung eine Flottenkundgebung im Piräus ins Werk gesetzt, um dem herausfordernden hellenischen Gernegroß, dessen Vermessenheit schon im Frühjahr 1886 um ein Haar den Kriegsbrand entfacht hätte, den beliebten kalten Wasserstrahl auf das erhitzte Haupt zu spritzen. Ich sagte Otto Braun zu und schickte ihm nach einigen Wochen die gewünschten Aufsätze, die vielen Staub aufwirbelten. Griechen und nichtgriechische Philhellenen wetterten in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern gegen mich. Meine geharnischten Aufsätze, die sich leider unter meiner Feder unvermerkt zu einer Tat der Rache ausgewachsen hatten, wurden ins Griechische übersetzt, und, da kein Volk in Europa so zeitungverschlingerisch ist als das neugriechische, und jedes Dorf in Hellas mindestens ein Tagesblatt besitzt, bis in die letzten Winkel des Landes getragen. Ich mußte zu meinem herzlichsten Bedauern lesen, daß kein deutscher Name den modernen Griechen so verhaßt sei als der meinige. Leider muß ich offen bekennen, daß meine Bekämpfer und Entgegner nicht im Unrecht waren; ich hatte ganz gegen meine sonstige Gepflogenheit den Mund zu voll genommen und in verallgemeinernder Weise viel zu schwarz gesehen. Dazu war ich allzu kurz auf griechischem Boden gewesen, um trotz mancher mißlichen und unangenehmen Vorkommnisse ein solch allgemeines Verdammungsurteil über ein ganzes Volk auszusprechen; und so mußte ich die mir versetzten Hiebe als nicht unverdient in Empfang nehmen.

Einen gemüthlichen Frühshoppen trank ich am Morgen nach dem für mich so bedeutungsvollen Abend im D'Orville mit Paul Heyse und Hermann Illmers im Garten des Hotels Achaz und knüpfte die Beziehungen zu diesen beiden noch fester.

Auch der blinde, alte Graf Schack empfing mich in einem Gemache, das durch eine verschiebbare Lüre von seiner Gemäldesammlung getrennt war, und tastete beim Willkomm nach meinen Händen; umgeben von seinem köstlichen Besitze, den Schöpfungen der größten Farbenmeister unserer Zeit, konnte der Beklagenwürdige mit erloschenem Augenlichte nichts mehr davon genießen. Es ist eine Zeitlang beinahe Mode gewesen, dem ruhmvollen Begründer der Schackgalerie den Vorwurf zu machen, er habe die großen Künstler ausgenützt und ihnen aus Schäbigkeit spottgeringe Entgelte bezahlt. Bei diesem billigen Tadel sollte man bedenken, daß die Feuerbach, die Lenbach, die Böcklin der 1850er Jahre noch nicht die all-

gemein anerkannten Größen von 1900 waren und namentlich erst durch die Schacksammlung zu ihrer Weltberühmtheit gelangt sind. Wo steckten denn damals die Fürsten und sonstige Mäzene der Kunst? Sie hätten die Meister der Malkunst ruhig verhungern lassen. Darum sei Ruhm und Ehre dem edeln Namen des alten, blinden Dichters Adolf von Schack! ...

Theobald Kerner und das Kernerhaus in Weinsberg. Seit meinem ersten Besuch im Kernerhaus, Ostern 1878, war fast ein Jahr vergangen, ohne daß ich unter sein gastliches Dach zurückgekehrt wäre. Trotz des großen Altersunterschiedes von 38 Jahren war ich dem urwüchsigen, stets von lustigen Einfällen und Schnurren sprudelnden Theobald, dem ungleichen und doch in manchem so ähnlichen Sohn des unvergeßlichen Justinus, freundschaftlich nahegetreten.

In einer Steinnische des Windharfenturmes auf der Burg Weibertreue, einem der stimmungsvollsten Fleckchen süddeutscher Erde, war beim unererschöpflichen Erzählen aus alten Tagen Theobalds Munde plötzlich das traute Wörtlein „Du“ entfahren, und so rief er denn in seinem treuherzigsten Schwäbisch: „Na, weisch, mer wollet künftig uns jetzt immer Du sage!“ Und dabei blieb's auch.

Am 18. September 1886 wurde der hundertste Geburtstag Justinus Kerners festlich begangen und ich folgte Theobalds Einladung schon tags zuvor ins gemütliche Weinsberg. Das Fest war eine von herrlichem Herbstwetter vergoldete, ländlich-ädyllische Feier, dem schlichten Geiste des Geselligkeiten entsprechend.

Mit Theobalds Gattin, der goldhaarigen Frau Else, damals noch immer einer berühmten Schönheit, spazierte ich am Vorabend des Festtages durch das vielbesungene Nebenstädtchen. Frau Else trug ein weißes Kleid mit goldenen Borten und hätte sofort als Norma oder Iphigenie auf jeder Bühne sich zeigen können; die Gassen des Winzerstädtchens mit ihren Dunghäufen bildeten einen starken Gegensatz zu dem priesterlichen Kleideraufputz. Überhaupt wollte Frau Elses Erscheinung und Wesen, trotz mancher guten und gastlichen Gaben, nie so recht in den schlicht-deutschen Geist des Kernerhauses passen; sie war Theobalds zweite Gattin und über ein Menschenalter jünger als ihr Mann. Die geheimen Klopffeister, die Überlieferungen der Seherin von Prevorst, die ätherischen Windglockentöne vertragen einmal keine Nippfächelchen, keine Goldpantöffelchen, keine eisbärenfellgedeckte Ruhebetten, auch keine mit dem eigenen Bildnis unzählige Male gezierten Porzellantäschchen. Seit 17 Jahren war Frau Else damals schon mit Theobald vermählt; aber, wie sie mir zu meinem Er-

staunen auf jenem Abendgang erzählte, hatte sie in dieser langen Frist noch niemals das Grab ihres Schwiegervaters Justinus auf dem kaum eine Viertelstunde entfernten Friedhofe besucht gehabt! Das hätte ihre biedere, edle Schwiegermutter, das gute, alte Nickerle des Justinus, doch wohl nicht fertig gebracht.

Am Festmorgen brachte die von grünen Zweigen umrankte Lokomotive den Sonderzug mit vielen Festteilnehmern aus Stuttgart: da kamen die uns schon bekannten J. G. Fischer, Schmidt-Weißensfels, Ludwig Pfau, der liebe, alte Beythenmiller, Oberst Günthert, der Verfasser eines verschollenen Heldengedichtes „Barbablanka“; aus dem badischen Lahr war Friedrich Gessler, mein alter Bekannter, herübergeeilt.

Herzerhebende Reden wurden am Denkmal und am Grabe des teuern Toten gehalten. Bei der Feier auf dem Kirchhofe trat plötzlich ein greiser Jude mit weißem Erväterbart, an langem Wanderstab, in den Kreis der Festgäste, lehnte tiefandächtig an einer Grabsteinsäule und lauschte der Festrede, bisweilen wie zustimmend mit dem Kopfe nickend — die Erscheinung war das Urbild Ahasvers, des Ewigen Juden, der auf seiner jahrtausendwährenden Weltwanderung gleichsam als zufälliger Gast an der denkwürdigen Feier teilnehmen wollte. Die Gestalt erregte bei allen Zuschauern nachhaltiges Aufsehen.

Beim Festmahl in der „Traube“ las J. G. Fischer eine wundervolle Ode in freiem Versmaße vor, die er einst Schiller zu Ehren gedichtet und nun — wofür er die Hörer um Entschuldigung bat — für diesen Tag etwas umgestaltend zurechtgestutzt hatte. Ich trug mein Gedicht „Des Handwerksburschen Einkehr“, eine alte Kernerhauserinnerung, unter großem Beifall der Tafelrunde — es mochten etwa 120 Personen sein — vor. Auf dem Hausflur und rings um das Gebäude herum stand es Kopf an Kopf gedrängt, um durch offenstehende Türen und Fenster möglichst viele Redebrocken von den Trinksprüchen aufzuschnappen.

Vor mir hatte Oberst a. D. Günthert als schrifttumbeflissener, ehemaliger Soldat den Trinkspruch auf den König von Württemberg ausbracht. Der mir gegenüberstehende alte Umstürzler Ludwig Pfau, der in diesem Augenblicke vielleicht an seiner Kerkerhaft auf dem Asperg in Gedanken knappen mochte, hatte sich, der Not gehorchend, mit allen Zeichen des Unwillens kaum von seinem Sitz erhoben und unwirschens Knurrens sein Glas aus Anstand ein bißchen an meines anklingen lassen — man merkte dem starrköpfigen Freischärler von einst den verhaltenen Ingrimm deutlich ab, daß er in die Verlegenheit geraten war, auf ein gekröntes

Haupt anstoßen zu müssen. Nach meinem Trinkspruch, der die Gastlichkeit des Kernerhauses feierte, schnellte Pfau fast jugendlich in die Höhe, stieß vollklingend mit mir an und murmelte halblaut über den Tisch herüber: „So, da kann man wenigstens von ganzem Herzen mit anstoßen.“ Theobald Kerner selbst dankte in einer urtümlichen Tischrede den Huldigern seines Vaters; seine Rede wirkte gedrückt lange nicht so hinreißend, wie von ihm gesprochen; man mußte seinen urpersönlich bewegten Ton selber gehört haben, wie er lachte, wie er weinte in seltsamem Wechsel je nach der Stimmung seiner Worte. Der Festtag war für ihn, den treuen Sohn und Hüter seines väterlichen Erbes, ein überwältigender, und es war keine leere Redensart von ihm, wenn er immer und immer wieder beteuerte, daß dies der Höhepunkt seines ganzen, langen Lebens sei. Theobald sollte diesen Tag noch um 21 Jahre überleben; er hat es auf 91 Jahre gebracht.

Nach dem Festmahle ging es auf die Burg, wo Tische und Bänke dicht besetzt im Grünen standen, und ein richtiges, schwäbisches Volkstreiben sich entfaltete. Unterwegs leuchtete der alte Ludwig Pfau mit engbrüstigen Beklemmungen und schweißbeglänzter Stirne den steilen Bergpfad hinan; ich bot ihm den Arm, was er freudigen Dankes annahm und so zog der damalige Nichtdemokrat den eifrigen Demokraten, ein Anblick für Götter, auf die um ihrer Frauentreue willen so berühmte Berghöhe.

Drei Jahre später, an heißem Sommerabend von 1889, kam ich, von einer Harzwanderung heimkehrend, wieder einmal nach Weinsberg. Ich hatte mir auf dem Brocken einen langen Bergstock erstanden und ihn seither als eine Art Pilgerstab benützt. Abends um halb sieben Uhr — die Julisonne strahlte noch hoch am Himmel — steht Theobald oben an der Kreuzung der Dorfstraße und beobachtet mit vorgehaltener, sich vor der Sonne schirmender Hand den langsam am Stabe die Straße hinaufsteigenden. Er hatte trotz der Sommerglut seltsamerweise eine große Pelzmütze sich aufgestülpt! Möglich erkennt er mich und ruft: „Was, du bist's? Ich hab' gemeint, es sei der Papst, der Rom verlassen hat!“

Manche fesselnden Einzelheiten aus der Vergangenheit hat Theobald Kerner im Laufe der Jahre mir berichtet, Dinge, die ich bei weitem nicht alle in seinem hübschen Buche „Das Kernerhaus und seine Gäste“ wiederfand; dem Miterlebenden mochten Rücksichten den Mund geschlossen haben; manches davon scheint mir in hohem Grade behaltenswert.

Der alte Justinus, der große Übersinnenlehrer und Geisterseher, rief kurz vor seinem Tode den Sohn an das Krankenlager. „Theobald, ich will

dir was sagen, ehe ich sterbe: Theobald, ich glaube nicht an die Unsterblichkeit der Seele.“ „Du, Vater, du glaubst nicht an die Unsterblichkeit der Seele?“ „Nein. Es ist übrigens auch ganz gleichgültig, ob wir daran glauben oder nicht. Denn sind wir unsterblich, so sind wir es, ob wir daran glauben oder nicht; und sind wir nicht unsterblich — dann hab' ich recht gehabt!“ Echt Kernerisch; so war der Vater und so war der Sohn, immer den Schalk im Nacken.

Wie allen Schrifttumkennern bekannt, waren Justinus Kerner und Lenau vertraute Freunde. Das Kernerhaus birgt unter seinen vielen Schätzen, die jetzt als Kernermuseum jedem Fremden zugänglich sind, ein wertvolles Uröbild des unglücklichen ungarischen Dichters. Lenau war bei seinen schwäbischen Aufenthalten Gast des Kernerhauses; bei seinem letzten Besuch in Schwaben beherbergte dieses edle Heim ihn sogar mehrere Monate lang. Daß aber Kerner und Lenau mit unliebsamem Bruch auseinandergingen, ist nur wenigen heute noch bekannt. Es ist dies eine erschütternde Geschichte, die mir Theobald in einer Stunde freundschaftlich-offenherziger Vertraulichkeit offenbart hat: Lenau war als echter Sohn der Pustta ein leidenschaftlicher, maßloser Raucher. Ohne jede Rücksicht auf die Hausfrau, stäubte er die Asche auf Hausgerät, Teppiche, sogar auf das Sofa leichtsinnig ab, so daß Löcher in den Stoff gebrannt wurden. Nicht minder rücksichtslos pflegte der Magyar in halber Verwilderung seines Junggesellentums allenthalben auf die Fußböden zu spucken, was natürlich dem sorgsamem Riekel, Justinus' ehrsamere Hausfrau, sehr bald zum unerträglichen Greuel ward. Und so wagte sie denn bescheidenlich, Aschbecher und Spucknapf in das Zimmer des achtlosen Dichters zu stellen und ihn durch ihren Gatten bitten zu lassen, von diesen Gegenständen in Zukunft freundlichst Gebrauch machen zu wollen. Was geschieht? Lenau, bei dem der Wahnsinn offenbar damals schon zu keimen begann, zieht sich grollend zurück; dann aber, beim nächsten Zusammentreffen im Hause, fährt er auf seinen Freund und Gastgeber Justinus los, packt ihn schüttelnd an der Schulter und wettet in seinem magyarischen Deutsch: „Kernär, hör' mal, ich will dir einä Gäschichtä erzählän! Es war einmal ein adeligär Magyar, der war bei einem deutschän Bürgär zu Gast. Der edlä Magyar rauchtä särr viel und stäubte seine Aschä der Zigarrä auf das Sofa ab, auch spucktä der edlä Magyar auf den Bodän. Da stelltä die Frau des deutschän Bürgärs ihm Aschenbechär und Spucknapf ins Zimmär und ließ ihm sagän: er sollä in den Spucknapf spuckän. Da sagtä der edlä Magyar zu dem deutschän Bürgär: Deutscher Bürgär, ich will dir sagän, wohin man

spuckän muß: ich werdä dir in dein Gäsicht spuckän!“ Zitternd, entsetzt verließ Justinus das Gemach des in wilder Wut Rasenden. Theobald, mein Gewährsmann, der damals als Hochschüler im Elternhause zu Besuche weilte, war an jenem Tage zufälligerweise auswärt's und kehrte erst gegen Abend wieder heim — da bekam er den Vorfall von seinem erschütterten Vater berichtet. Ungefäunt eilt er zu Lenau, packt den willenlos Lebenden an der Gurgel und schreit ihn an: „Lenau, die Geschichte, die du meinem Vater erzählt hast, ist noch nicht zu Ende. Der deutsche Bürger, dem der edle Magyar ins Gesicht spucken wollte, hatte einen Sohn und dieser Sohn packte den edeln Magyar an der Gurgel, siehst du, so, so“ — und dabei würgte er ihn aus Leibeskräften und Lenau ließ alles wehrlos über sich ergehen — und fuhr ihn an: „Edler Magyar, wenn du in einer Stunde noch im Hause des deutschen Bürgers weilst, so bring' ich dich um, und dies ist so wahr, als ich dich jetzt gewürgt habe. Du hast mein Ehrenwort darauf.“ Damit war Theobald hinausgelaufen und in wilder Erregung über etliche Höhen der Umgebung gestürmt. Erst spät in der Nacht kehrte er wieder zurück, fast tat ihm sein in der Raserei gegebenes Wort leid. Schon von weitem spähte er nach dem „Geisterturm“, worin Lenau wohnte und aus dessen Fenstern oft halbe Nächte hindurch die gespenstisch-wilden Bogenklänge seiner Fiedel ertönten — aber alles war still, kein Lichtschein drang aus den Fensterritzen, kein Geigenklang erhob sich. Aufatmend umschlich Theobald das Haus, klinkte behutsam die Tür auf und fragte den schon zur Ruhe gegangenen Kutscher seines Vaters nach den weiteren Vorgängen des Abends. „Herr von Nimbsch packte diesen Abend schleunigst seine Siebensachen zusammen und hat in aller Eile Weinsberg verlassen.“ ... „Es war mir ein Stein von der Seele gefallen,“ sagte mir Theobald, dem nach Jahrzehnten noch die schreckliche Erinnerung in der Stimme zitterte, „daß er fort war; denn ich hätte ihn umgebracht, so empört war ich, und mein Ehrenwort war ihm darauf verpfändet.“ Lenau kam nie wieder nach Weinsberg. Theobald in seiner Gutmütigkeit meinte, er hätte ihn nicht so hart behandelt, wenn er geahnt hätte, daß so bald darnach schon der Wahnsinn die dunkeln Schwingen um die Stirne des Unglückseligen schlagen werde...

Einen grimmigen Span hatte Theobald Kerner zeitlebens auf den Barmer Dichter Emil Rittershaus, den alten Freund Freiligraths. Das stammte daher, daß der Wuppertaler Dichter sich einst einen bösen Scherz mit ihm erlaubt hatte: 1862, bald nach Justinus' Heimgang, kamen drei Wanderer durch Weinsberg. Der eine war Emil Rittershaus, der zweite

mein Münchener Freund Georg Scherer, der Name des dritten ist mir entfallen. Die dreie hatten verabredet, Theobald einen Poffen zu spielen. Und Rittershaus, der damals in Bart und Gestalt eine entfernte Ähnlichkeit mit Ferdinand Freiligrath hatte, zugleich in dessen häusliche sowie sonstige Verhältnisse eingeweiht war, beschloß: Freiligrath zu spielen! Theobald hatte Freiligrath seit fast einem Vierteljahrhundert nicht mehr gesehen und ließ sich durch die meisterlich gespielte Komödie vollkommen täuschen. Unser Weinsberger Freund war durch den kurz zuvor erfolgten Tod seines Vaters, an dem er mit tieffter Kraft der Seele hing, äußerst bekümmert und weich gestimmt. Als der falsche Freiligrath mit ihm über den Heimgang seines Vaters voll warmer Teilnahme sprach, sank ihm Theobald gerührt in den Arm und weinte sich im guten Glauben, Freiligrath sei es, an seiner Brust aus. So ward das schlimme Spiel den ganzen Abend fortgesetzt. Andern Morgens hatten sich die Wanderer, denen das Gewissen etwas schlagen mochte, schon bei Tagesanbruch auf die Weiterwanderung begeben und Theobald, der sie beim Frühstück in der „Traube“ zu begrüßen versprochen hatte, fand das Nest leer. Wenige Stunden darnach erhielt er Nachricht von den losen Vögeln, er möge einen ihm gespielten, lustigen Streich in Gnaden verzeihen: nicht Freiligrath, sondern Emil Rittershaus von Barmen sei der gestrige Besuch in Wahrheit gewesen! Theobalds Wut, besonders darüber, daß er sich so vertrauensvoll dem Fremden gegenüber gegeben und so heiße Tränen ehrlich an seinem Busen vergossen hatte, kannte keine Grenzen, und in seinem Rachegefühl verübte er einen noch weit schlimmeren Scherz: er drahtete an Frau Rittershaus in Barmen: ihr Mann sei auf seiner Wanderung plötzlich gestorben!! Bei den damaligen Verbindungen gingen die Nachrichten noch nicht im Hui wie heutzutage, und bis ein Brief des kerngefunden, ahnungslosen Rittershaus an seine Gattin ins Wuppertal gelangte, hatte sich dort bereits die furchtbare Todeskunde wie ein Lauffeuer verbreitet. Schon waren in der Eile Nachrufe in den Tagesblättern erschienen, bis sich alles als blinder Lärm und Höllenspuk des tödlich gekränkten Theobald Kerner in Weinsberg herausstellte!

Im übrigen waren Theobalds schalkhaft-schnurrige Einfälle harmloser und weniger kraß als dieser. In einem Zimmer des Kernerhauses hängt ein Gipsrundbildchen Kobespierres. Gern führte er ländlich-kleinstädtische Besucher davor und machte ihnen weis, es sei der Stiftungspfleger Heigelin aus Ludwigsburg, indem er hinzufügte: „Sieht er nicht aus wie ein unschuldigs Lämmle?“ Fanden seine Besucher dies auch, so

plagte er heraus: „So, jetzt will ich Ihnen sagen, wer das ist. Das ist der grausige Robespierre, der den König von Frankreich und viele andern Franzosen aufs Blutgerüst gebracht hat!“ „Ja,“ meinten dann kleinlaut die Verdugten, „er schaut doch nicht aus wie ein unschuldigs Lämmle, sondern wie ein rechter, grausiger Bluthund!“

Eine Eigenheit selbst des hochbetagten Theobalds war: nach jedem Gange beim Mittagmahl aufzustehen und sich irgend etwas im Zimmer zu schaffen zu machen. Frau Else rief dann wohl: „Ach, der Mann ist wieder wie Quecksilber!“ Aber der lustige Greis erläuterte seine seltsame Gepflogenheit: seine gastfrohen Eltern seien zu arm gewesen, sich für ihre vielen Gäste fremde Bedienung zu halten; da habe er schon als Knabe beim Aufwarten tüchtig mithelfen und mitschaffen müssen. So habe sich die Gewohnheit bei ihm eingebürgert, nach jedem Gang aufzustehen, und nun könne er als alter Mann nicht mehr davon lassen.

Den 14. Juni 1900, Theobalds 83. Geburtstag, verbrachte ich wiederum im altgeliebten Weinsberg bei ihm. Da wimmelte es von glückwünschenden Abordnungen, sogar der Heilbronner Leichenverbrennungsverein erschien zum Ergötzen des Jubelgreises. „Wollt Ihr mich schon haben? Noch hat es Zeit!“ rief er den Herrn entgegen. Als wir uns nachmittags auf einer Bank — um das wurmsüchtige Holz dieser Bank, die noch aus Justinus' Zeit stammte, schonend zu erhalten, hatte der rührende Sohn nur ein neues Brett auf das alte, morschgewordene nageln lassen — im Garten über der Straße niederließen und Theobald von den vielen Beglückwünschungen etwas verschmausen wollte, da ließ gar die „Liga der Friedensfreunde“ anfragen, ob sie Haus und Garten besichtigen dürften. „Ach, wenn sie uns jetzt doch auch in Frieden lassen wollten!“ seufzte der liebe, müde Greis. Aber bereitwillig, wie immer, wenn es galt, dem Andenken des Vaters zu huldigen, gestattete er gerne der Liga, die von Heilbronn herüber einen Ausflug gemacht hatte, den Zutritt.

Als ich Theobald zuletzt sah, saß er in einem dunkeln Winkel seines Zimmers, ein mitleiderregender Anblick. Längst hatte er zu seinem Schmerze die Gänge zur geliebten Weibertreu aufgeben müssen. Mühsam tastete er sich von Gerätsstück zu Gerätsstück durch das Gemach, er, der einst so Rüstige, jetzt nur noch ein Häuflein Elend; doch ließ er sich noch täglich in die „Traube“ hinüberführen, deren Gaststube so manches Mal von seinem herzerquickenden Lachen widergeklungen hatte, um in Gesellschaft eines zweiundneunzigjährigen Altersgenossen und Jugendfreundes ein Viertel seines heimatlichen Weinsbergers sich zu Gemüte zu führen ...

Frederi Mistral in Maillane und der Feliber-Abend in St. Rémy-en-Provence. Dreimal in den 1890er Jahren durchzog ich die alten Städte, die sonnigen Landschaften der Provence, für deren kräftige Sprache und völkische Eigenart ich stets eine Vorliebe hegte. Dort sieht man allenthalben die Bilder des allbeliebten großen Volksdichters Mistral, der von seinen provenzalischen Landsleuten als eine Art Halbgott gefeiert wird. Im Musée lapidaire zu Arles sprach der Aufseher nicht anders von ihm als „mon père“, legte dabei die Hand ans Herz und blickte nach dem Himmel. Kein Dichter der Welt, glaube ich, wird von seinen Volksgenossen so auf den Händen getragen und vergöttert wie Mistral. Glücklicher Schöpfer der unsterblichen „Mireio“, deren homerische Größe Lamartine zuerst erkannt hat!

Im Jahr 1895 hatte ich Empfehlungsbriefe des mir befreundeten berühmten Forschers der romanischen Sprachen Eduard Böhmer an Mistral und andere Feliber in der Tasche. Zu St. Rémy bei Tarascon suchte ich den Dichter Marius Girard auf, der im bürgerlichen Leben das Amt eines bledern Landpostmeisters bekleidete. Seine bildschöne Tochter, damals die auf sieben Jahre erwählte „Königin der Feliber“, übte sich bei meinem Eintritt, auf den roten Backsteinfliesen des Gemaches an einem Klavier sitzend, eifrig eine Stelle aus Wagners „Tristan und Isolde“ ein. Ich verzriet ihr mein Vorhaben, Mistral im unfernen Dorfe Maillane heute noch aufzusuchen. Sie meinte, der große Dichter sei wohl am Morgen nach Dijon gereist, um seine Gattin dort abzuholen, falls ihn nicht das regnerische Wetter abgehalten habe; ich solle jedoch mein Glück versuchen, jedenfalls aber auf den Abend zu ihnen zurückkommen, um ihre abwesenden Eltern kennen zu lernen und um einige Stunden mit etlichen Felibern zu verbringen, die ein zufällig anwesender amerikanischer Schriftsteller namens Janvier zu einem kleinen Fest in meinem Gasthof eingeladen habe.

Bei feuchter Herbstwitterung handerte ich im Einspänner, den der Herr Postmeister-Dichter Girard mir besorgte, nach Maillane hinaus und erfuhr, o Glück! daß Mistral noch anwesend sei. Die Fahrt geht über eine weite Ebene, auf der zwei uralte Baudenkmale, die letzten Überbleibsel einer untergegangenen provenzalischen Stadt, in stimmungsvoller Tragik stehen.

Das Wohnhaus des Verfassers von „Mireio“ und „Nerto“ liegt in einem Garten außerhalb des Dorfes, von prachtvollen Feigenbäumen umgeben. Ein antiker Frauentopf über der Haustüre glänzt begrüßend dem Eintretenden entgegen. Ich wartete lang unten im Hausflur, dessen Eingangspforte nicht abgeschlossen war; keine Seele war in dem ausges-

storben scheinenden Hause sichtbar; glücklicherweise kam endlich als Erlöser der Rettungengel der Briefträger und rief die Treppe hinauf: „Monsieur Mistral, Monsieur Mistral!“ Da stieg der damals Fünfundsechzigjährige mit jugendlicher Schmeibigkeit die Stufen der gewundenen Treppe herab. Nicht viel hätte gefehlt, so wäre ich ihm vor Vergnügen um den Hals gefallen. Er werde am Abend erst abreisen, sagte er, und ich möchte bis dahin bei ihm bleiben. So saßen wir plaudernd in seiner Bäckerei, indes sich draußen die Wolken immer mehr verfinsterten und zuletzt ein heftiger Regen wiederum einsetzte. Nur dem ungünstigen Wetter hatte ich zu danken, daß ich den großen Mann daheim angetroffen.

Mistral erzählte, daß ihn kurz zuvor ein anderer deutscher Dichter gleichfalls besucht habe. Auf meine wißbegierige Frage nach jenem Besucher nannte er den Namen Jules Wolff! Dieser, der Dichter des „Rattenfängers von Hameln“, sei sehr erstaunt gewesen, daß er nichts von ihm gewußt oder gelesen habe, da er doch einer der meistgelesenen Dichter Deutschlands sei; aber er (Mistral) kenne nur einen Jules Wolff, und dies sei der bekannte Pariser Zeitungsschreiber. Julius Wolff habe ihm auch, gleich mir, die nicht überbietbare Vortrefflichkeit der Vertuschschen Vertuschung seiner Werke gerühmt, die sich in der Übertragung jenes großen Übersetzungsmeisters wie deutsche Urdichtungen lesen.

Zum Abschied verehrte Mistral mir seine Lebensbeschreibung nebst seinem Bilde mit Widmung und empfahl mich mit einigen Zeilen an seinen Dichtergenossen Felix Gras in Moignon: ich solle mir von ihm „la coupe“, den heiligen Gral der Feliber, zeigen lassen.

In meinem Hotel Teston zu St. Rémy hatte sich abends ein gemütlicher Kreis zusammengefunden, in den ich ohne viel Umstände freundschaftlich eingeführt wurde. Das amerikanische Schriftstellerehepaar Janvier hatte den kleinen Festabend veranstaltet. Mister Janvier, der trotz seines französischen Namens keine Silbe Französisch, geschweige denn gar Provenzalisch verstand, hatte ein englisches Reisewerkchen über die Provence verfaßt; seine Gattin, Katharina Janvier, des Französischen völlig mächtig, war die Übersetzerin verschiedener Feliberwerke in ihre englische Muttersprache. Durch ein verdienstvolles Werk über die Bestrebungen des Feliberturns war ihr kurz zuvor die Urkunde der Ehrenmitgliedschaft der Feliber überreicht worden, und sie schien in diesem Kreise sich hohen Ansehens zu erfreuen.

Der alte Marius Girard, das Bild behäbiger Entmütigkeit, saß behaglich in sich hinein schmunzelnd oben am Tische; seine Frau sang trotz ihrer

vorgerückten Jahre mit hübscher Stimme reizende provenzalische Volkslieder, so das entzückende Spinnerlied „la filleuse“, indem sie einen Regenschirm in zierlicher Hand als Spinnrocken handhabte. Ihre Tochter Marié Girard, eine wahrhaft königliche Erscheinung, hatte den fremden Gästen zu Ehren für den Abend ihre Tracht als Feliberkönigin angelegt und sah hinreißend schön wie eine Märchenfürstin aus. Ihr Bräutigam, ein Mr. Joachim Gasquet, der bald darauf einen schweren Unfall erleben sollte, und ein feuerköpfiger junger Feliberdichter Jean Carrère — „poète-félibre d' Aquitaine“, wie er sich zum Andenken in mein Taschenbuch einzeichnete — vervollständigten den Kreis.

Die fröhlich angeregte Tafelrunde sang gemeinsam „le chant de la coupe“, den feierlichen Rundgesang Mistral's, der zu allen Feliberjahresfesten beim Kreisen ihres Grales mit stürmischer Begeisterung gesungen wird; ferner „Magali“ und viele andere provenzalische Lieder. Sie wollten durchaus, daß ich ihnen auch deutsche Lieder singen solle, was ich aber im trostlosen Gefühl völliger Gesangsunfähigkeit entschieden ablehnen mußte.

Nach den Gesängen mußte jeder Vertreter der verschiedenen Völker ein von ihm selbst verfaßtes Gedicht in seiner Muttersprache zum besten geben, und so drangen sie in mich, eine Dichtung von mir vorzutragen, um, wie sie sagten, einmal den Klang deutscher Reime und Worte zu hören. Diesem Wunsche willfahrte ich mit Freuden und erlebte die Seltsamkeit, einer Hörerschaft, die kein Wort Deutsch verstand, eines meiner Gedichte — es war der „Abschied von Griechenland“ — zu Gehör zu bringen. Die lieben Leute verstiegen sich in ihrer begeisterten Leidenschaftlichkeit gar zu der Behauptung: man glaube Musik zu hören! Wahrlich, dichtungempfindlichere, liebenswürdigere, harmlosere Menschen als in der Provence gibt es wohl auf der ganzen Welt nicht mehr.

Nur einmal an jenem Abend ging es wie ein Schauer der Kühle durch die Gesellschaft, als ich erwähnte, daß ich etliche Tage zuvor am Kap Martin die Villa Cygnos ihrer ehemaligen Kaiserin Eugenie besucht und mir dort zur Erinnerung einige Blätter gepflückt habe, die ich aus meiner Tasche holte — ich hatte nicht bedacht, daß ich mich in einem durchaus republikanischen, jedenfalls bonapartefeindlichen Kreise von Franzosen befand.

Zuletzt aber lebte sich der unvergeßliche Abend zur reinsten Völkerverbrüderung aus. Der etwas trockene Mister Janvier stotterte in englischer Sprache seinen Trinkspruch auf das Felibertum hervor — der Armistie war durch seine völlige Unkenntnis der Landessprache naturgemäß zu fast taubstummer Einfölbigkeit verdammt —; Marius Girard, der wohlwollende

Wiedermann, trinkspruchte, vielleicht mit etwas gastfreundschaftlicher Selbstüberwindung, gar auf Deutschland! Und ich hätte mir es vorher auch nicht träumen lassen, daß ich einmal in die Lage käme, unter Franzosen in französischer Sprache ein Hoch auf das Wohlergehen Frankreichs ausbringen zu müssen! Da ich mit den Amerikanern einige Brocken Englisch radebrechen konnte, starrten die Franzosen mich schier als ein Weltwunder der Sprachkennerschaft an; auf Franzosen hierin einigen Eindruck zu machen, ist keine allzu schwere Kunst.

Einen halben Handkoffer voll englischer und französischer Bücher bekam ich von den verschiedenen Dichtern als Gastgeschenk verehrt, und als ich am nächsten Morgen in den uralten Kumpelkasten von ländlich/vorsintflutlicher Postkutsche — wie man sie nur noch in Frankreich zu sehen kriegt — einstieg, um nach Avignon zurückzukehren, brachte mir auch Marius Girard noch sein Gedichtbuch an den Wagen. Es waren — der provenzalische Urtext rechts und die französische Übersetzung links im Buche gedruckt — einige recht blutdürstige Machegedichte gegen Deutschland darunter, und ich hoffe, daß der liebe alte Herr sich damit seinen Groll vorlängst gründlich vom Halse geschrieben hatte; wenigstens strömte er mir Deutschem gegenüber von Güte und Liebe förmlich über.

In Avignon war mein erster Gang zu Felix Gras, dem Dichter der „Colosa“, dem damals auf sieben Jahre gewählten Capoulié du félibrige (Hauptmann des Felibertums). Als solcher hatte er „la coupe“ in Verwahrung. Es war ein weisvoller Augenblick, da der feuerangige, schwarzbärtige Südfranzose, als begehe er gleichsam eine gottesdienstliche Handlung, die den Felibern heilige Schale aus ihrer schützenden ebenhölzernen Hülle schälte und sie mir darreichte; und ich freute mich, das sinnbildliche, felibergeheiligte Gefäß in meinen Händen gehalten zu haben.

Auch im Buchladen des 1891 verstorbenen Dichters Roumanille, dessen Witwe, eine kleine, ungemein lebendig/bewegliche Dame, das Geschäft weiterführte, sprach ich vor. Roumanille war neben Mistral und Aubanel der Hauptmitbegründer des so bedeutungsvoll und einflußreich gewordenen Feliberbundes; er ward der Verleger jener Dichter und selbst der dritte der großen Sterne am Himmel neuprovenzalischer Dichtung.

Am Fenster der Roumanilleschen Buchhandlung war ein „allegorisches“ Bild — man höre und staune! — ausgestellt: Felix Gras, der in der Stadt noch lebhaftig umherwandelnde Dichter, derselbe, den ich die Stunde zuvor noch besucht hatte, war darauf in einem schwärmerischen Augenblicke der Dichterverzückung abgebildet, mit träumendem Aug' in die Ferne schweifend.

fend, und neben ihm lehnte die Muse der Dichtung, wie sie ihm ihre Eingebungen ins Ohr flüstert und zugleich einen Lorbeerkranz reicht! In meiner Jugend, da man noch Cornelius'sche und Kaulbach'sche Allegorien liebte, erinnere ich mich, in ähnlicher Weise Shakespeare und Dante mit der Muse neben sich, trauten Verkehrs, abgebildet gesehen zu haben. Aber wehe dem Lebendigen, der sich bei uns zu solcher Kühnheit aufgeschwungen hätte! Heute noch würden einem deutschen Dichter, der bei atmendem Leibe sich in Gesellschaft der Muse abbilden und am Fenster der Buchhandlung ausstellen zu lassen wagte, die Gassenjungen höhrend nachlaufen. Aber die harmlosen, leichtlebigen Südfrauzosen, die sich noch die goldene Grille, das Sinnbild provenzalischer Volksdichtung, als Spange an den Hut zu spießen lieben, finden in kindlich-göttlicher Liebenswürdigkeit nichts Lächerliches oder Verspottenswerthes darin. Glückliches Land der Troubadours! ...

Arnold Böcklin. Am 24. Oktober 1898 stieg ich die Höhe von St. Domenico, unterhalb Fiesoles, hinauf, zum alten großen Meister der Malerei zu wallfahren. Tags zuvor hatte ich bereits, auf einen Baseler Jugendfreund von ihm mich berufend, einen schriftlichen Gruß abgegeben und mich auf diese Spätnachmittagsstunde angemeldet.

Der Altmeister lebte wie von einer chinesischen Mauer umzirkelt, so daß ich starken Zweifel hegte, ob ich überhaupt vorgelassen werde. Ein Florentiner Freund von mir, selbst Schweizer, hatte mir von Böcklins Unzugänglichkeit, beinahe, wenn ich so sagen darf, Rüpelhaftigkeit Haarsträubendes berichtet. Zwei Jahre zuvor hatte die Staatsleitung zu Bern ihm eine Huldigungsanschrift zum 70. Geburtstag überreichen lassen, und die Schweizer Siedelung seiner im Arnotal ansässigen Landsleute hatte ihn zum Ehrenmitglied ernannt — aber weder der Berner Staatsleitung noch den Schweizern zu Florenz hatte Böcklin bis zur Stunde auch nur mit einem Worte gedankt! So waren meine bis zur Mutlosigkeit gesteigerten Zweifel gerechtfertigt. Doch siehe, das Wunder geschah! Die hohe Gittertüre öffnete sich und ein junger Diener führte mich durch den weiten Garten zum „Herrn Professor“ in die Werkstatt. Es war nach fünf Uhr abends. Böcklin stand, seine Pinsel höchst eigenhändig auswäschend, in dem völlig schmucklosen Arbeitsraume. Die große Einfachheit der braungeblühten Wände beeindruckte mich sehr. Böcklin empfing mich äußerst freundlich und zeigte mir ein neues Bild auf der Staffelei, woran er soeben gemalt hatte, ich glaube, es war eine Zimbernenschlacht: Säule mit rötlichen Fellen stampften darauf herum.

Nach Beschluß der Reinigung seines Arbeitszeuges forderte er mich zu einem Gange durch den weitgestreckten Garten auf, der sein Landhaus umgab. Fast eine Stunde lang gingen wir umher, und er zeigte mir seine Lieblingsplätze mit unsagbar schönen Ausblicken, indes die Abendsonne tiefer sank und Fiesole sowie San Miniato in der Ferne vergoldete.

Unser Hauptgesprächsstoff war Paul Heyse, der alte römische Bildhauer Gerhard und der Berliner Dichter John Henry Mackay, drei gemeinsame Bekannte von uns beiden. Seit seinem Schlaganfall war Böcklin nicht mehr der alte; er war ein gebrochener Mann, dem Gehen und Sprechen offenbar schwer fielen. Seine Sprechart hatte etwas Lallendes. Es war mir gesagt worden, er rede deshalb nicht gerne, liebe jedoch sehr, wenn man selber in der Unterhaltung das Wort führe. So erzählte ich ihm denn allerlei Erlebnisse meiner soeben vollendeten italienischen Reise; ein drolliges Taschendiebabenteuer aus Rom, das ich wenige Tage vorher miterlebt hatte, machte ihm vielen Spaß und er dankte mit lautem, heiserem, rauhem Lachen dafür. Er solle viel gehen, sagte er, weil es ihm gesund sei. Zum Abschied geleitete er mich noch eine Strecke auf dem langen Wege, der von dem Landhause durch den Park zu dem eisernen Gittertore führte, drückte mir die Hand und brach von einem starkduftenden Strauche mir einen Zitronenzweig. —

Ernst Haeckel. Noch eines berühmten Mannes, dessen nähere Bekanntschaft ich Rom zu danken habe, gedenke ich hier. Durch seinen Neffen Heinrich Haeckel, meinen Hochschulfreund, war ich bereits 1889 zu Jena mit Ernst Haeckel persönlich bekannt geworden. Nunmehr, im regnerischen Oktober 1899, als ich mit Freund Heinrich nach gemeinsamer Italiensfahrt zuletzt in Rom landete, hatte ein seltsames Mißgeschick seinen berühmten Oheim in die Papststadt verschlagen und hielt ihn wider seinen Willen einige Zeit da festgebannt.

Der große Naturforscher weilte nämlich zu Subiako im Sabinergebirge und litt heftig an einem ihn seit Jahren quälenden Knieleiden. Deshalb nahm er gelegentlich ein Reittier. Der Führer wollte den widerspenstigen Mulo gegen dessen Willen einen andern Weg zu nehmen zwingen; aber da preßte das erzürnte Maultier das kranke, entzündete Knie Haeckels heftig reibend an eine Mauer, so daß es erheblich schlimmer ward und er sich in das Deutsche Gesandtschaftsrankenhaus nach Rom bringen lassen mußte.

Jeden Abend leisteten wir ihm oben auf beherrschender Höhe des Kapitols Gesellschaft; es waren herrliche Stunden. Haeckel war von allem trocken

nen Gelehrtentum himmelweit entfernt; eine durch und durch fein empfindende, vornehme Künstlernatur, ein echter Genießer des Lebens. Stets lag ein Band der „Wanderjahre in Italien“ des von ihm sehr verehrten Gregorovius auf dem Tische. In Italien genoß er besondere Verehrung; häufig scharten sich abends italienische Gelehrte um ihn, voll Bewunderung jedem seiner Worte lauschend. In Sizilien hatte man ihm zu Ehren nicht lange vorher ein Fest veranstaltet, wobei sogar der Hafen von Messina mit seinen Schiffen erleuchtet war. In jenen Tagen ist bei den Italienern wohl kein Deutscher in solchem Ansehen gestanden. Sein leuchtendes Auge, seine unvergleichliche Frische bei schon vorgerücktem Alter, sein sprühendes Gedächtnis, seine ganze sieghafte, bezaubernde Art hatten mich, der ich im Grunde der Naturwissenschaft und zumal Darwin-Haeckelschen Gedankenweltkreisen fernstehe, derart gefesselt und hingerissen, daß ich manchmal seine vielen Gegner herbeiwünschte und bei mir dachte, sie müßten ihn alle von Herzen lieb haben, wenn sie ihn persönlich kennen.

Als Haeckel sich wieder beweglicher fühlte, machten wir prächtige, erinnerungsreiche Wagenfahrten zusammen auf die alte Gräberstraße draußen in der Campagna, auch über den Ponte Molle — der Tiber hatte damals starken Hochgang — nach der Villa Madama und auf den Monte Mario. Daß auch große, Welträtsel lösende Gelehrte nach einer gewissen Richtung einen überraschenden Kurzblick besitzen, verriet mir Ernst Haeckels Frage: ob ich glaube, daß das Papsttum noch ein weiteres Jahrhundert dauern werde? Haeckel reiste kurz danach von Rom nach München, wohin Meister Lenbach ihn zur Malstiftung eingeladen hatte ...

Wilhelm Naabe. Auf einer meiner „geschichtlichen“ Fahrten durch das nördliche Deutschland brachte ich im Sommer 1897 einen gemütlichen Familienabend bei dem Dichter des „Hungerpastors“ zu. Wenige Jahre vorher war ihm sein erstes Enkelchen geboren worden, und Karlsruher Verehrerinnen hatten dem gefeierten Schriftsteller eine Kinderaussteuer als festliche Spende zugesendet. Von der Hauptveranstalterin jener sinnigen Gabe hatte ich einen warmen Gruß der Verehrung dem großen Erzähler zu bestellen.

Ich war so herzlich von Naabe und den Seinigen aufgenommen, daß ich gleich in der ersten Stunde mit Großeltern, Tochter und Enkelkind verschiedene Kinderspiele, bei traulichem Lampenschein um den Familientisch sitzend, spielte. Ich hatte auf meiner Reise eine Menge berühmter oder wenigstens mir bemerkenswerter Gräber aufgesucht — ich taufte jene Wanderung darum scherzweise die „Gräberreise“ — und war dabei auf

siebzehn Friedhöfen gewesen, was Raabe nicht wenig Vergnügen machte, und er meinte schmunzelnd, aber doch mit einer gewissen Anerkennung: „Eine solch individuelle Reise macht Ihnen keiner nach.“ Er selbst wäre kaum zu bewegen gewesen, auch nur seinen Wohnsitz Braunschweig zu verlassen, denn er fühlte sich offenbar, wie weiland Kant zu Königsberg, nur in der völligen Seßhaftigkeit seines Arbeitszimmers wohl, und ich habe es, dankbaren Herzens, schon als ein großes freundschaftliches Opfer seinerseits betrachtet, daß er mich am späten Abend selbst zum Bahnhof geleitete.

Auch bei einem späteren Braunschweiger Besuch, im Sommer 1906, überraschte ich den noch immer Frischgebliebenen auf der Durchreise schon in den Morgenstunden, und er machte wiederum in seinem schlichten Schlafrocke den behaglichen Eindruck eines Großvaters, der sich gänzlich in seinen vier Wänden eingesponnen hat, sich da am wohlsten fühlt und die Welt draußen Welt sein läßt.

Christian Wagner. Der feuergeistsprudelnde schwäbische Bauern-
dichter von Warmbronn. Ich hatte mehrfach mit ihm gebriefwechselt, als ich mich aufmachte, ihn auf seinem einsamen Dorfe heimzusuchen. Für unterwegs hatte ich mir zufällig Epiktets Leben und Werke zur Reiselesung mitgenommen. Als ich diesen bettelhaft-armselig hausenden, wahrhaft Weisen in seiner geringen Hütte traf und er mir, glücklich und lebenszufrieden, seine elende, dunkelgeräucherte, bedrückend enge Küche, den Winkel, den er mit seiner erwachsenen Tochter als Schlafgemach teilen mußte, sowie seinen niedern Wohnraum, dessen Schmuck zahlreiche Ehrenurkunden an sauberer, weißgetünchter Wand waren, gezeigt hatte, da empfand ich lebhaft, daß ich hier mitten im Württemberger Land selber bei einem neuzeitlichen Epiktet eingelehrt war: hier war der echte Weltweise daheim!

Christian Wagner hat sich durch rastlosen Fleiß, durch bewunderungswürdiges Arbeiten an sich selber eine ganz erstaunliche Bildung aneignen. Er schrieb einen Stil, eine Handschrift, daß man nicht hätte denken sollen, er habe fast siebzig Jahre lang den Pflug geführt. Immer waren Not und Sorge seine Gäste. Zum siebzigsten Geburtstag warf ihm sein edeldenkender König einen kleinen jährlichen Ehrensold aus, um ihn vor dem äußersten Ungemach sicherzustellen.

Die heiße Sehnsucht nach südlicher Pracht und Schönheit ließ Christian jeden Heller sich am Mund absparen, um wiederholte Wanderungen nach Italien zu ermöglichen. Wochenlang durchzog dieser von hellenischer Schönheitbegeisterung erfüllte schwäbische Bauernkreis sein vielgeliebtes Klassi-

sches Land bis Rom, nur von Weißbrot und Rotwein sich nährend. Oft schlief er im Freien; in mond heller Nacht auf dem Kapitole stahl man dem armen Eingeschlafenen fünf Lire seiner Barschaft aus der Tasche!

Mehrfach haben wir uns besuchsweise wiedergesehen. Das Gedächtnis des Siebzigers für Verse war erstaunlich. Unablässig, fast übersprudelnd und sich überstürzend, führte er Eigenes und Fremdes in gebundener Sprache an. In seinem Ortsgeistlichen, dem Pfarrer Paul Dörr, einem Manne voll Feuereifers für Dichtung, hatte Christian einen verständnisvollen Freund gefunden, so daß er, der als überzeugter Pantheist zur Entrüstung seiner schwäbischen Mitdörfler die Kirche lange gemieden hatte, wieder zum allsonntäglichen Kirchgänger geworden war. Die Hauptstärke des ländlichen Dichters schienen mir aber niemals seine tadellos gebügelten Distichen aus dem Süden, sondern seine herrlichen, pantheistisch angehauchten Naturbeseelungen zu sein, wie er sie vorwiegend in den ersten Bändchen seiner früheren Zeiten zu tiefdichterischem Ausdruck brachte.

Am Spätabend seines Lebens sollte Christian Wagner einen unsäglichen Schmerz erleben. Sein Schwiegersohn war ein landberühmter Wilderer und mußte fast alljährlich um seiner unglücklichen, nicht unterdrückbaren Leidenschaft willen erliche Zeit „brummen“. Die Warmbronner Bauern waren so gewöhnt daran, daß sie scherzend von ihm zu sagen pflegten: er sei wieder auf seinen Sommeraufenthalt (nämlich ins Amtsgefängnis) gereist! Dieser Mann, der soeben wieder beim Niedermachen eines Häsleins ertappt worden war, ließ sich hinreißen, den ihn verhaftenden Landjäger selbst anzuschießen. Glücklicherweise war die Verletzung nur unerheblich. Im irrigen Glauben jedoch, er habe den Flurschützen getötet, stürzte der Verzweifelte davon und erschoss sich selber auf dem Felde.

Nun stand Christian Wagner mit der verwitweten Tochter und fünf Enkeln, denen der Ernährer durch ein erschütterndes Schicksal entrissen worden war, in harter Not da. Als ein Held ertrug er das namenlose Leid, ohne sich in kleingeistigem Schmerz unterkriegen zu lassen. In einem ergreifenden Briefe schilderte er mir den blutigen Vorgang und meinte schließlich: „Es war das Ehrenhafteste, Anständigste, was mein Schwiegersohn tun konnte. Lieber Tod als Schmach! Ich werde auf der Stätte, die sein Blut getrunken, einen Denkstein aufrichten lassen mit der Inschrift:

„Ob schon verstrickt von blinder Leidenschaft,
Lag hohes Siegertum in seinem Wesen,
Und unbezwungen starb er heldenhaft!“ —

So dachte ein armes schwäbisches Bäuerlein im Jänner 1909, allerdings eines, das deutsche Distichen in tadelloser Form meisterte und die flammende Heldenseele eines Brutus, eines Cato in seinem schmächtigen, nur aus Haut und Knochen bestehenden Leibe trug.

Melchior Grohe. Fast muß ich die Versammlung ehrenwerter Männer hier um Entschuldigung bitten, daß ich wage, diesen abenteuerlichen Fahrten, der gar manches Mal dem landläufigen Sittengefühl ein Schnippchen schlug, in ihre Mitte einzuführen. Aber dieser Weltdurchstreicher wies urwüchsige Züge; manchmal bligten Geniefunken aus seinem unruhigen Hirne. Nie ging man von ihm, ohne daß sich irgendein urtümlicher, nur ihm eigener Gedanke, eine überraschende Wendung, ein geistprühender Sinnspruch einem für immer ins Gedächtnis geprägt hätte. Von wie vielen Menschen könnte man dies behaupten?

Im Sommer 1879, als ich zu Heidelberg die Hochschule besuchte, fiel mir eines Abends beim Ersteigen des Schloßberges eine hagere Gestalt auf, die, mit einer Rosenblüte im Knopfloch, ohne Scheu mitten auf der Landstraße der untergehenden Sonne mit laut erhobener Stimme selbstgesprächsweise einen Abschiedsgruß nachrief. Schnurrbart und Knebelbart gaben der auffallenden Erscheinung fast etwas Südländisches. Der Mann trug einen befransten Umhang umgeschlagen, wie es damals Brauch war. Erstaunt blieb ich stehen und betrachtete mir den eigenartigen Selbstredner. Mein Begleiter raunte mir zu: Melchior Grohe! Sein Bild prägte sich mir unauslöschlich ein. Bald hörte ich allerlei von ihm munkeln: er schinde gern sein Nachtesfen bei Hochschülern heraus; seine Familie zu Mannheim zahle ihm eine tägliche Rente von drei Mark mit der Bedingung, daß er seine Vaterstadt niemals betrete, denn seine Verwandten befürchteten Schande von ihm, und ähnliches mehr. Wollte einer meiner Freunde, der Grohe persönlich kannte, mir im Scherz etwas schreckliches androhen, dann rief er: „Warte, ich schicke dir Grohe auf die Bude!“ Indes, es sollte nicht dazu kommen, und etliche Jahre war das Schreckbild völlig aus meinen Augen entschwunden.

Da, im Frühling 1883, als ich auf dem Bahnhofe zu Salerno des abendlichen Schnellzugs nach Neapel wartete, machte sich ein mir sofort auffallend bekannt vorkommendes, männliches Wesen, aus dem Knäuel harrender Dienstmänner und Maultierreiber heraustretend, an mich heran und fragte spöttelnd: „Sind wohl ein Deutscher?“ Auf mein erstauntes Bejahen höhnte er: „Hab's Ihnen gleich an der philiströsen Kleidertracht angesehen. Sehen Sie, wären Sie Italiener, Franzose, Eng-

länder, dann müßten Sie sich so, so oder so fragen.“ Und dabei ahnte er jede Völkerschaft in ihrer kennzeichnenden Eigenart nach. Durch einige neugierig-zudringliche Kreuz und Querfragen über Mundart, Heimatlandschaft, Vaterstadt und Sippe hatte er in kurzem glücklich herausgebracht, wer ich sei. Bei seinen unglaublich ausgedehnten Bekanntschaften und unablässigen Wanderungen war es kein Wunder, daß ich ihm dem Namen nach vertraut war. „Hurra,“ rief er, „ich bin der Melchior Grohe, und wenn zwei Dichter zusammenkommen, müssen sie's mit gemeinsamem Abendessen feiern!“ Das Zusammentreffen war mir höchst unwillkommen, nicht nur, weil mir schwante, wer die Zeche zu blechen haben werde, sondern weil ich sah, daß er sich gewaltsam in meinen Reiseplan eindrängen wollte. Er begann nun, einen mir höchst peinlichen Auftritt auf dem Bahnsteig aufzuführen: er rief die sämtlichen gaffenden und Maulaffen feil haltenden Eselsbuben und anderes Gelichter herbei und ließ sie raten, was wir für Leute seien! Einige rieten höchst schmeichelhafterweise gar auf Hutmacher (!) und ähnlich biederer Gewerbe. „Fehlgeraten!“ herrschte Grohe, der die italienischen Mundarten mit außerordentlicher Gewandtheit meisterte, den immer mehr anschwellenden Haufen an: „No, siamo due poete!“ Darauf wütendes Beifallsgebrüll der Masse. Ich hatte nur immer zu beschwichtigen, daß er endlich ablassen möge. Er drängte nun mich förmlich, mit ihm abends in ein Pulcinelltheater zu gehen und die Nacht in Salerno zu bleiben. Dabei erzählte er, dies sei der siebzehnte (!) Winter, den er im Süden verbringe. Noch ahnte ich nicht, daß seine Winteraufenthalte nur durch das marktweis in Deutschland zusammengebettelte Geld ermöglicht wurden. Schien seine Kleidung auch einigermaßen abgerissen, merkte man ihrem Träger doch kaum an, daß er nicht verschmähte, zuweilen auf Kirchenstufen zu nächtigen. Ich erklärte ihm entschieden, von meinem Reiseplan nicht abgehen zu wollen, mit dem geheimen Wunsch, den mir nicht ganz heimlichen Menschen bald abzuschütteln. „Der richtige Philister,“ schmalzte er verächtlich, „natürlich, an seinem Plüsch darf nicht gerüttelt werden!“ Da leuchteten befreiend die Glühagen der heranbrausenden Lokomotive durch die Abenddämmerung, und der saufende Eilzug entführte mich dem aufdringlichen Gesellen. „In Karlsruhe besuche ich Sie!“ war sein letztes Wort, das im Geräusch des Zuges halb verhallte. Nun, dachte ich bei mir, Karlsruhe und Salerno sind weit auseinander; mit dieser letzten Androhung wird's hoffentlich nicht so schnell gehen.

Auf der Heimreise war ich bei Hermann Lingg in München und sprach zufällig von dieser Begegnung. „Was,“ rief der Völkerwanderungsdichter,

„dem Kerl sind Sie dort begegnet? Er war hier, drang in mich, ich solle zu seinen Ehren ein Sonett dichten. Ich ließ mich aus Gutmütigkeit dazu herbei. Und nun verbreitet er das Sonett in meiner Heimat Lindau, gibt sich als meinen Busenfreund aus und schröpft die ganze Bodenseestadt auf seine gewohnte Weise. Der freche Geselle setzte sich bei seinem Besuche dort an meinen Flügel und spielte frei derart drauf los, daß er ihn fast zu Fetzen zerhämmer hätte, wäre ich nicht, Einhalt gebietend, dazwischengetreten. Sollt' er sich nochmals einfallen lassen, mich heimzusuchen, schmeiß' ich ihn zur Türe hinaus!“ Ubrigens hatte Grohe bei den unzähligen Besuchen seiner unablässigen Wanderungen auch die mir befreundeten Professoren Rufsmann und Bartsch, die beide den Pegasus ab und zu bestiegen, mit Umarmungen und Dichterbrüderküssen zu ihrer nicht geringen Überraschung beehrt!

Schon vier Monate nach jener Begegnung in Salerno blicke ich zu Karlsruhe beim Mittagessen auf und gewahre eine mir wohlvertraute Gestalt wie ein Kriechtier die Straße her auf mein Haus zuschleichen. Ich ließ den lästigen Besuch, der so bald schon sein Versprechen in die Tat umsetzen wollte, abweisen. Er wolle gegen Abend wiederkommen, hieß es. Zufällig war mein Freund, der Richter und Dichter Wilhelm Kunze aus Braunschweig, mein Wohn-gast; er erwärmte sich durch meine Schilderungen für Grohes Persönlichkeit. Gegen Abend sprach Grohe wirklich wieder vor, natürlich die ewige Rose, nach Jean Pauls Vorbild, im Knopfloche. Er schimpfte weidlich auf die Karlsruher Polizei, die ihm soeben mit Strafe gedroht habe, weil er sich diese Blume da in den Anlagen des Friedrichsplatzes gepflückt. Unsern Einwand, dies sei ein öffentlicher Platz und da könne sich doch nicht jeder Rosen nach Lust brechen, ließ er nicht gelten, und meinte, gewöhnlichen Sterblichen möge man es verbieten, aber einem Dichter müsse man die kleine Freiheit gestatten! Dann brachte er in Gegenwart meines Freundes, den ich ihm geflissentlich als „Amtsrichter“ vorgestellt hatte, mit solcher unglaublichen Keckheit die geheimsten und innersten Geschichten aus seinem vielbewegten Leben ans Tageslicht, daß Kunze nachher behauptete, er habe mit ähnlichen Erscheinungen amtsrichterlich schon öfters zu tun gehabt, aber eine derart ersitznige Schamlosigkeit sei ihm noch niemals vorgekommen!

Von jener Zeit an — Sommer 1883 — kam Grohe regelmäßig in Abständen von zwei Jahren auf seine Weidetrift und erleichterte mich allemal um einige Mark. Weist brachte er ein dünnes Heftlein Gedichte mit, für das er gewissermaßen als Ehrensold den Taler einsteckte. Es gab Zeiten, wo mich Grohe ohne seine Absicht förmlich verfolgte. Am Heidelberger

Bahnhof spielte ich um ein Gebüsch herum gewissermaßen Fangen mit ihm, damit er mich nur ja nicht entdecken solle. In Wiesbaden steige ich die Treppe meines Gasthofes herab — zu meinem Entsetzen sehe ich Grohe, vertieft ins Gespräch mit meiner Hauswirtin unten am Eingang stehen und fliehe, mich versteckend, wieder die Stufen hinauf. Ich befrage bestürzt die gute Frau, ob dieser Herr auch hier wohne. „Nein,“ erwiderte sie, „es war ihm kein Zimmer gut genug (!); so schamlos hat noch kein Mann mit mir geredet.“ Ich beglückwünschte sie, daß er nicht ihr Gast geworden, da sie sonst leichtlich mit der Schugmannschaft zu tun bekommen hätte.

Einmal meinte Grohe, als ich ihm seinen Dichterlohn mit kurzer Entschuldigung auf offener, vielbegangener Straße spendete: „Bitte, ich nehm's auch sub divo.“ Stets hatte er einen beneidenswert guten Einfall auf Lager. Ein andermal äußerte er in einer etwas schwermütigen Umwandlung: „'s gefällt mir nimmer in euerm Deutschland; schon an der Grenze sehen einen die Schugleute so sonderbar an.“ Der Mann hatte recht; er war, wie es hieß, stets der Polizei vorher gemeldet; sie hatte ihre guten Gründe dazu.

In den 1890er Jahren pochte Grohe wieder einmal an meine Pforte. Noch war ich im Zweifel, ob ich ihm Platz zum Sitzen anbieten sollte, als er bereits hurtig in der Sofaecke saß, auf das Polster klopfte und selber in meiner eigenen Stube mich zum Platznehmen neben sich einlud. „Ich soll Sie grüßen vom Grabe Homers; ich komme soeben aus Kleinasien, bin nur kurz hier auf der Durchreise nach Spanien!“ Diesmal aber war mir's ein bißchen zu bunt und ich gab ihm keine Reisepende; ich dachte: wer das Geld offenbar in solchem Überflusse hat, daß er europäische Weltreisen unternehmen kann, vermag auch ohne meine Wegzehrung wohl auszukommen. Das schien er heimlich trumm genommen zu haben. Es kam mir zu Ohren, daß er sich in den größten Schimpfreden, mich nachäffend, über mich erging. Bei einem Begegnen auf der Straße kannte ich ihn nicht mehr; vergeblich rief er wieder und wieder meinen Namen hinter mir her — ich hörte ihn nicht mehr, ich ließ ihn laufen. Ich habe ihn mehrfach ermuntert, wahrheitsgetreue, rückhaltlose Erinnerungen an seine Abenteuer niederzuschreiben; dazu hatte er aber wohl zu wenig Geduld und Ausdauer, zu wenig Sitzfleisch und Gabe zur Selbstschau. Es wäre ein unvergleichliches, ein wildes Buch geworden, etwa wie die Schicksale des Magisters Lauchard oder gar ein männliches Gegenstück zu Casanovas vielberufenen „Memoiren“.

Im Sommer 1906 ist Grohe der beste Tag geschehen — da hat der Tod ihm die Wanderschuhe von den müden Sohlen gestreift ...